

LITERATURA BRASILEIRA DE EXPRESSÃO ALEMÃ

(Coordenação geral: Celeste Ribeiro de Sousa)

HILDA SIRI

1918-2007

(Celeste Ribeiro de Sousa)

2008

Die Musterreiter sind da

Hilda Siri

„Ah, ist das hier schön warm.“ Georg Schmidt streift die Holzpantoffeln ab und schlüpft in die weichen Schlappen. Hände reibend steht er am warmen Ofen und schaut aufmerksam zu, wie seine Tochter den Kaffee aufbrüht.

„Gleich ist der Kaffee fertig, nur die Milch muss noch aufkochen.“ Die Mutter hat sich heute etwas mit dem Melken verspätet. „Es war schön warm in den Federn, nicht Mutter?“ Sagt der Vater lachend und augenzwinkernd zu seiner Frau, die eben in die Küche tritt.

„Ach, es ist auch eine Schande, dass man bei der Kälte so früh heraus muss. Als ich Feuer anmachte, lag im Wassereimer noch eine Eisdecke. Buh, wie müssen nur die armen ‚Caboclos‘ in ihren Lehmhütten frieren!“

„Da mach dir keine unnötigen Sorgen! Die machen mitten in der Hütte ein Feuer und legen sich rundum; und einer wärmt den

anderen.“ Die Tür geht auf und mit Peter, dem Knecht, kommt ein kalter Luftzug herein.

„Mach doch die Tür zu, du Blödel, du lässt ja die ganze Kälte ins Haus.“

„Kälte, Patrão? Mir ist es nicht kalt.“

„Erzähle uns nur noch, dass du schwitzt!“ sagt Frieda ärgerlich.

„Schwitzen, wäre ein bisschen zu viel gesagt, aber heiß ist mir's. Bis ich die störrischen Biester von ‚Mulas‘ eingefangen und an den Wagen gezäumt... Es gibt nichts Widerspenstigeres, als diese Esel! Die Weiber ausgeschlossen!“ Der Blick, den Frieda auffängt, spricht Bände.

„Setzt euch an den Tisch, der Kaffee ist fertig. Emilie, Schorsch, João, der Kaffee ist fertig!“

Die beiden Jungen stürmen herein, mit roten Nasen und roten Händen und schmieren sich in Eile ein Maisbrot mit Honig und Kässchmier. Auch Emilie kommt aus der Waschküche. „Ein Kessel voll Wäsche kocht schon.“ Emilie ist ein fleißiges Dienstmädchen, sie besorgt nicht nur den Haushalt, sondern bedient auch noch in der ‚Vende‘ wenn's not tut und zur Pflanz- und Erntezeit geht sie mit in die ‚Roça‘.

Dann herrscht Schweigen. Man hört nur noch das Klappern der Kaffeetassen und eifriges Schlürfen. Draußen klatscht es.

„Noch nicht einmal in Ruhe Kaffee trinken kann man, da hat doch bestimmt wieder jemand vergessen ‚Ervã‘ zu kaufen, dass er in dieser Herrgottsfrühe in die Vende muss.“

„Bleibe sitzen, Georg, ich werde nachsehen.“

Dona Clara, die niemals müßige, immer muntere Vendistenfrau, erhebt sich und eilt in die Vende, die im vorderen Raum des Wohnhauses eingerichtet ist.

„Guten Morgen! Immer nur hereinspaziert!“ hört man sie fröhlich rufen. Neugierig lauschen die anderen.

„Da kommen Sie ja gerade recht. Wir sind eben beim Kaffee trinken.“ „Damit hatte ich im Stillen gerechnet,“ sagt eine wohl lautende Männerstimme.

João stößt den Schorsch in die Seite und beide blicken erwartungsvoll auf Frieda. „Hum, hum,“ räuspert sich Peter, was ihm einen ärgerlichen Blick von Frieda einträgt.

Vater Schmidt erhebt sich schnell und geht eilig dem Gast entgegen, der eben die Küche betritt. „Guten Morgen, Herr Sattler, so früh schon unterwegs?“

„Ja, was soll man sonst tun. Beim Schneideremil, wo ich die Nacht verbrachte, da habe ich elendig gefroren, und da habe ich mich früh, noch lange vor Tag, auf den Weg gemacht. Ich glaube, selbst meinem Esel hat es in der Logis nicht gefallen. Er hat es eilig gehabt, von dort fortzukommen und mich im schnellsten Trab hierher gebracht. Ja, auch er kennt seinen guten Stall. Musterreiterschicksal! Morgen, Friedel. Schön wie der junge Morgen, aber hoffentlich nicht so frostig.“

Alle lachen, Frieda erhebt sich errötend und stellt dem Gast eine dampfende Tasse Kaffee hin. Die blonden aufgesteckten Zöpfe fallen ihr schwer in den Nacken und die blauen Augen können so freundlich aber auch so zornig blitzen. Für ihre siebzehn Jahre ist sie schon sehr fraulich und auch ein wenig selbstbewusst

Alle setzen sich wieder um den Tisch, nur Peter, der sich durch den frühen Gast nicht hat stören lassen und seinen Kaffee getrunken hat, steht auf und sagt verabschiedend: „So, ich fahre jetzt in die Mühle. Ist sonst noch etwas zu besorgen?“ Da nicht sogleich Antwort kommt, stülpt er seinen verbeulten Hut auf und geht.

Auch Emilie begibt sich wieder an ihren Waschtrog.

„Was gibt's Neues?“ Ein Musterreiter muss immer etwas Neues wissen. Er kommt aus der Hauptstadt, von Porto Alegre, und dort muss doch irgendetwas los sein. Auch kommt er überall in den

Kolonien herum, kennt alle Leute, weiß, wer alles geboren und gestorben ist, wer sich mit wem verlobt oder verheiratet hat, und ihm sind auch viele kleine Geschehnisse bekannt, von denen man nur im Flüsterton spricht. Auch kann er viele neue Witze und spaßige Geschichten erzählen, auf welche die Vendisten-familie, die in ihrer Ortschaft wie auf einer Insel lebt, immer besonders neugierig ist. Doch Herr Sattler schmunzelt nicht wie sonst bei dieser Frage, sondern sagt ernst und jedes Wort betonend: „Es ist Revolution ausgebrochen. Es ist weniger eine richtige Revolution, zwischen Föderalisten, und ‚Maragaten‘, sondern eher... wie soll ich es sagen... ein Heckenkrieg. Dieser Krieg gibt vielen Dieben und Mördern die Gelegenheit zum Brandschatzen und Morden. Die Maragaten die in Horden von der ‚Serra‘ kommen, haben ein Mordsystem eingeführt, das jeder Beschreibung spottet. Wer nicht freiwillig mit ihnen zieht, wird gefangen, in ein Wäldchen getrieben und dort wird ihm kurzerhand die Kehle durchschnitten. Sie haben auf ihrem Weg nach dem Süden grauenhaft in den Kolonien gehaust.“

„Ach, wie schrecklich, wenn sie nur nicht hier vorbeikommen!“

„In ihren Reihen befinden sich viele unserer Deutsch-brasilianer. Sie können nicht anders, sie müssen mit, denn sonst wird kurzer Prozess mit ihnen gemacht.“

„Und die Föderalisten?“

„Das ist auch ein gefährlicher Haufen. Keinen Deut besser.“

„Gott bewahre uns vor solchen Übeln!“ Dona Clara bekreuzigt sich, „Doch jetzt an die Arbeit!“

Beim Herausgehen dreht sich der Musterreiter noch einmal nach dem Mädchen um. „Was kochst du heute Gutes, Friedel?“

„Ach ich schütte halt noch etwas Wasser an die Bohnen.“

„Nein, bitte keine Bohnen. Die esse ich täglich seitdem ich von Porto Alegre fort geritten bin.“

„Dann brate ich halt ein paar Eier und ein Kilo Wurst,“ sagte sie schelmisch.

„Mit Eiern und Wurst kannst du mich jagen. Weißt du nichts Besseres? Pass' auf! Wenn du mir heute nichts Gutes kochst, werde ich heute Abend nicht mit dir tanzen.“

„Das ist ja eine furchtbare Strafe. Da muss ich mich ja wirklich anstrengen.“

Den vordersten Teil des Hauses nehmen zwei große Räume ein. Der erste, den man von der Küche aus erreicht, ist die Vende; der zweite, anschließend, das ‚Armazém‘. Dort liegen Vorräte für die Vende gestapelt: Säcke mit Reis, Bohnen, Zucker, Mehl, Salz und Kisten mit Streichhölzern, Zigaretten, Seife, Getränke, Konserven... Im Hof befindet sich noch ein großer Lagerraum. Dort lagern die Kolonialprodukte bis zum Abtransport.

An den Wänden des Geschäftsraumes stehen hohe Regale, die vom Boden bis zur Decke reichen. Schön aufgeteilt und geschichtet liegen auf einer Seite die Stoffballen: Kattun, ‚Riscado‘, ‚Pelúcia‘ und auch einige Stücke Seide und Wolle, ferner Schuhe und ‚Capas‘. Auf der anderen Seite lagern die Lebensmittel, und in der Tonbank, dem Eingang gegenüber, in Schubladen und hinter Glas, die Kurzwaren: Knöpfe, Zwirn, Fingerhüte, Spitzen und Besätze, auch billiger Schmuck. Ein Fach ist für die Apotheke reserviert. Gegen Bauchweh und Husten, Schnittwunden und vereiterte Sandflöhe sind dort Mittelchen vorhanden.

In den Ecken steht noch allerhand herum: Pflüge und Hacken, Sattelzeug und Eisenkessel. Von der Decke baumeln lustig: Regenschirm und Lampen, Sägen und Körbe. Ein großes Sammelsurium, doch alles, was ein Bauernherz begehrt und auf dem Lande benötigt wird.

Der erste Kunde kommt. Ein halbwüchsiger Junge steigt von seinem ungesattelten Gaul und schlingt den Zügel um den Balken, der vor der Vende zu diesem Zweck angebracht ist.

„Meine Mama ‚mecht‘ ein Päckchen ‚Bleh‘ (Waschblau) und mir gibst für ein ‚Vintém‘ ‚Zuckabala‘.“ Es kommen weitere Kunden. Die meisten haben es nicht eilig. Während sie aussuchen wollen sie auch etwas erzählen, wissen, und Neuigkeiten an den Mann bringen. Mancher sucht einen Rat, und die Männer trinken mitunter einen Schnaps.

Der Musterreiter ist mittlerweile nicht untätig. Er hilft bedienen und sieht sich dabei den Warenbestand schon auf das Fehlende an.

Als der Andrang vorüber ist, setzt er sich mit der Hausfrau und zugleich Geschäftsfrau, die rechte Hand des Mannes, diejenige, die in Stoffen und Kurzwaren am besten Bescheid weiß, an einen Tisch und beginnt zu arbeiten. Er packt seine Taschen aus, große Ledertaschen mit Riemen verschnürt, die er auf der Reise dem Maultier über den Rücken hängt. Er breitet die Muster über den Tisch und auch der Vendist und die Tochter kommen herzu, um die Muster anzusehen.

„Kauf nicht zuviel, Frau. Man kann nicht wissen, wie heuer die Ernte ausfällt und ob sie in der Stadt die Preise nicht wieder drücken. Dann liegen nachher die ganzen ‚Prateleiras‘ voll und finden keinen Absatz und die Duplikate werden fällig.“

Von diesem Kattun müssen sie unbedingt nehmen. Es sind ganz neue Musterungen. Der Stoff kam erst vor einem Monat aus Deutschland. Von diesem englischen Kasemir darf Ihnen auch nicht fehlen. Sie haben ja nur noch einige Stücke, und wovon sollen die Leute die Konfirmanden- und die Hochzeitsanzüge machen, wenn bei Ihnen der Kasimir ausgeht?

„Aber nicht zu dem Preis. Der Schneiderhannes im Tal hat denselben Stoff um einen Vintém billiger verkaufen können.“

„Nehmen Sie fünf Ballen, dann kann ich Ihnen einen größeren Unterschied machen.“ Das Handeln geht hin und her.

„Haben Sie nicht eine schöne Spitze oder Besatz?“ „Natürlich, hier sind die Muster.“ „Und, dass Sie mir nicht wieder von allem das

Doppelte schicken, wie beim letzten Mal.“ Der Geschäftsmann droht halb ärgerlich, halb freundschaftlich mit dem Finger.

„Das war ein Freundschaftsdienst. Ich erfuhr unterwegs, dass der Preis des Kattuns gestiegen war, und da habe ich mir eben erlaubt, die Bestellung zu verdoppeln. Und Sie haben auch alles verkauft?!“

„Ja, das schon... Aber was ist denn da draußen los. Ach, du lieber August, da sind ja der Springerkarl und der Heuberger! Na, jetzt wird's lustig.“

Alle laufen vor die Tür. Frieda streicht sich die Haare glatt und beißt sich auf die Lippen, damit sie recht rot werden.

Wirklich. Noch zwei Musterreiter binden ihre Esel an den Balken.

„Nicht erst anbinden!“ ruft Herr Sattler. „Gleich abschirren!“

„Nun, bist du auch hier Sattler! Gestern sagtest du zu mir du reitest zuerst zum Schmidtgeorg, damit ich glauben soll, du reitest in die Reuterpikade. Und jetzt bist du doch nicht zum Schmidtgeorg geritten. Warum lügst du mich so an, du Gauner?“

„Kein langes Palaver!“ unterbricht ihn Heuberger und unternehmungslustig sein Bärtchen zwirbelnd fährt er fort: „Lassen sie ein Dutzend ‚Fogetten‘ los, Herr Schmidt, damit die Leute wissen, dass wir hier sind. Und heute Abend machen wir einen Ball.“

Die Jungen, die auch herbeigeeilt sind, laden die Maultiere ab, treiben sie ins ‚Potreiro‘ und werfen ihnen dort ein paar Maiskolben und etwas Kleeheu hin. Dann schießen sie die Fogetten ab. Das ist immer ihr Sondervergnügen, wenn die Musterreiter kommen.

In der Vende wird es lustig und laut. „Bier her, Schmidt. Aber nicht euer Wald- und Wiesenbräu, Schweinebier wollen wir trinken!“ (Das englische Bier trug als Markenzeichen einen Schweinskopf.)

Es finden sich auch gleich ein Paar Männer aus der Ortschaft ein, Kolonisten sind nicht dabei, denn es ist Pflanzzeit. Ein Tischler,

ein Schmied und der Doktor, von dem niemand weiß, ob er wirklich Arzt ist. Man munkelt so allerlei.

„Ich kann von Glück sagen, dass ich unter euch bin,“ sagt der Springerkarl. „Ach, was heißt hier Glück...Allein meiner Intelligenz, habe ich es zu verdanken, sonst läge ich jetzt wohl als erfrorene Leiche auf dem ‚Kamp‘.“

„Intelligenz? Sollte das nicht ein Irrtum sein?“

„Du meinst wohl, nur du hättest die Weisheit mit Löffeln gefressen? – Also ich ritt wohlgenut und nichtsahnend meinen Weg, und wollte vor Abend noch zu Mutter Bertha, da ich weiß, dass da ein gutes Bett auf mich wartet.“

„Hum, hum!“

„Ich verbitte mir anzügliche Zwischenrufe! Da bleibt doch plötzlich meine Liesel stehen. Ich rede ihr gut zu. Ich versuche es zuerst im guten, dann drohe ich ihr. – Wenn du jetzt nicht gehst, kriegst du heute abend nichts zu fressen. Sie dreht den Kopf nach mir um und ihre schönen, großen Augen sehen mich traurig und vorwurfsvoll an. Fressen... Das arme Tier. Jetzt denke ich erst dran. Sie hat, genau wie ich, seit dem frühen Morgen nichts bekommen. Ach, ich habe kein Futter mehr. Ich steige ab und krame im Futtersack. Welch ein Glück. Ich finde noch einen einzigen ‚Milhokolben‘. Doch meiner Liesel nur einen Kolben vorzulegen, käme einer Beleidigung gleich, sie würde sich nur noch bockiger stellen. Was tun? Ich halte ihr den Kolben vor die Nase und schreite voran. Wirklich, das hungrige Tier geht mir nach um den Kolben zu haschen. Ja, soll ich wirklich 10 km zu Fuß gehen, den Grauen hinter mir her lockend... Nein... Ein Königreich für eine Idee. Ich schlage am Wegesrand eine ‚Taquara‘ ab, binde mit einer Schnur den Kolben dran, damit er lustig herab baumelt und besteige mit dieser Ausrüstung den Esel. Ich halte die Stange so, dass der Milhokolben der Liesel gerade vor der Nase baumelt. Mit dem wilden Wunsch, aus hungrigem Magen geboren, läuft sie schneller und schneller, um doch

endlich den Kolben zu schnappen. In der halben Zeit kamen wir ans Ziel.“

„Ach, hast du solch einen dummen Esel, dass der noch auf den alten Trick hereinfällt,“ hänselt ihn Sattler.

„Du willst damit doch nicht sagen, dass der Trick schon alt ist?“ Alle lachen. „Dein Esel mag ein gutes und gefälliges Tier sein, aber er ist halt dumm,“ sagt Sattler. „Mein Esel aber ist ein ganz besonders Tier.“ Und heimlichtuerisch, jedes Wort betonend, fährt er im Flüsterton fort. „Mein Sepp hat okkultistische Veranlagungen, vielleicht sogar mediale. Er sieht das Unsichtbare.“

Gespanntes Schweigen. Die Männer rücken neugierig zusammen, um zu hören, was kommt; nur die Kollegen, die schon gewitzter sind, lächeln nachsichtig und täuschen Gleichgültigkeit vor.

„Es geschah neulich, als ich in Sapiranga war. Beim Vendisten Dreiherr in Sapiranga sattelte ich ab und führte meinen Sepp ins ‚Potreiro‘. Bald war ich mit den Geschäften fertig und wollte weiter reiten. Ich rief nach meinem Sepp, er kam nicht. Ich suchte ihn und fand ihn nicht. Der Knecht half mit und meldete schließlich, dass mein Sepp im Wäldchen unten am Bach stehe und überhaupt nicht auf sein Rufen reagiert habe, sich auch nicht vom Fleck rührte, als er ihn heim treiben wollte. Er machte direkt einen seltsamen Eindruck. Ich möchte doch selbst einmal nachsehen, was das Tier habe. Wie beschrieben fand ich den Sepp im Wäldchen. Er stierte vor sich hin. Ich sah, wie ihm Tränen aus den Augen tropften, große, klare Tränen. Er scharrte mit den Hufen in der losen Erde und sah mich traurig an. Wie ich genau hinschaue, stelle ich fest, dass er einen großen Knochen unter seinen Hufen hat, den er zärtlich hin und her wälzt und die Tränen tropfen paarweise auf das weiße Gebein.“

„Ach, nun wußte ich plötzlich, was geschehen war. An diesem Platz hatten wir vor einem Jahr seine treue Gefährtin bestattet; und jetzt hatte er das Grab gefunden, ohne vorher gewusst zu haben, wo

es sich befand. Ich tröstete Sepp, selber mit Tränen in den Augen und führte ihn fort.“

Die Leute vom Dorf sehen den Erzähler mit großen Augen an und wissen nicht, ob sie die Geschichte glauben sollen oder nicht. Als die beiden anderen Musterreiter herzlich lachen, geht ihnen ein Licht auf.

Unter den Gesprächen ist es Mittag geworden und Frieda ruft zu Tisch. Die Reisenden werden auch zu Tisch geladen. Es gibt ein einfaches und kräftiges Essen, aber sehr schmackhaft: Hühner im Ofen gebacken, hausgemachte Nudeln, ‚Mandioca‘ und Reis. Dazu eine große Schüssel grünen Salat, süßsauer angemacht. Heuberger hat heuer die Spendierhosen an und da er schon einen leichten Stich hat, gibt er groß an. Außerdem hat er es auf die Vendistentochter abgesehen und will imponieren. „Ich sammle Altertümer“, sagt er wichtig. „Ich habe schon ein kleines Museum beisammen, darunter Indianergegenstände und Fossilien.“ Unter Fossilien meint er Indianerknochen und Ochschädel. Aber das Wort klingt gut. „Ich bin immer darauf heraus die Sammlung zu bereichern. Wenn jemand von einem alten Stück weiß...“

„Was haben Sie eigentlich in dieser alten Truhe, Herr Schmidt?“ fragt Springer.

„Ach,“ antwortet statt seiner die Hausfrau, „Da liegt nur alter Krempel drin.“

„Sollte nicht etwa?“ Heuberger ist schon ganz in seinem Element. Sattler zwinkert dem Hausherrn zu, der hat ihn verstanden.

„Von der Urahne sind dort Gegenstände verwahrt. Aber niemand rührt gern die alte Kiste an. Es heißt es wäre ein Spuk oder ein Fluch damit verbunden.“

Die Familienmitglieder machen große Augen, aber keiner wagt, dem Vater zu widersprechen.

Nach dem Mittagessen arbeitete das Vendistenpaar mit den beiden hinzugekommenen Musterreitern. Nun hat Sattler endlich Zeit

und Gelegenheit zu tun, worauf er schon den ganzen Vormittag brennt: - Frieda allein zu sprechen. Er schlägt vor gemeinsam in den Garten zu gehen und dort Orangen zu essen. Will sie auch in seiner Nähe sein?

Doch aus dem Alleinsein wird vorerst nichts. Schorsch und João schließen sich an, und er bieten sich, auf die Bäume zu klettern und Früchte herunter zu holen. „Halt die Schürze auf, ich werfe die Orangen herunter,“ schreit João. Im Gipfel angelangt, wispern die beiden und lachen. „Frieda,“ ruft João, „willst du nicht auch heraufkommen?“ „Blödel.“

„Frieda, du bist doch früher immer hinaufgeklettert!...“

„Halt deinen Mund!“

„Frieda, weißt du noch?“ die Jungen lachen. „Weißt du noch, als wir noch klein waren und wir drei ständig in den Bäumen saßen, haben wir immer von oben herunter...“

„Jetzt bist du aber still. Kein Wort mehr.“

„Was habt ihr von dort gemacht?“ Sattler will jetzt den Rest wissen. „Sag’s, João...“ Er zwinkert ihm zu und greift erklärend in die Nickeltasche.

„Ja, gemacht“, schreit Schorsch, denn er will sich den Vintém auch nicht entgehen lassen und sagt’s. Frieda kriegt einen roten Kopf und läuft davon. Als Sattler sie einholt, weiter im ‚Pitangagebüsch‘, bemerkt er, dass ihr Tränen der Wut und der Scham in den Augen stehen. Er hätte sie gern noch etwas aufgezogen, aber er traut sich nicht.

„Freust du dich, dass ich gekommen bin, Friedel?“

„Warum sollte ich mich nicht freuen?“ Antwortet sie herb. „Ich freue mich immer, wenn’s Betrieb gibt.“

„Ich will wissen, ob du dich jetzt freust, dass du mit mir allein bist.“ Er greift nach ihrer Hand.

„Lassen Sie mich los!“ Jetzt springen die verhaltenen Tränen doch aus ihren Augen.

„Friedel, geh, weine doch nicht. Wegen so einem Blödsinn. Komm her!“ Sie will sich losreißen, gibt dann nach und weint an seiner Schulter. Er streichelt ihre blonden Locken, bis sie sich beruhigt, er küsst ihr leicht das Haar, doch als er ihre Lippen sucht, reißt sie sich los.

„Nein, das nicht.“

„Und warum nicht?“ fragt er lachend.

„Du meinst es doch nicht ernst mit mir, und nachher erzählst du den anderen, dass du mich geküßt hast.“

„Ja wieso denn?“

„So machen es doch alle Musterreiter. Ich habe es selbst schon gehört, wie sie damit prahlen. Und vielleicht bist du sogar schon längst verheiratet?“

Er ist erschrocken. Wenn er ernstlich darüber nachdenkt, hat sie gar nicht so unrecht. Möglich, dass er auch schon so gehandelt hat. Aber mit Friedel ist es anders. Er hat sie wirklich gern. Sie ist so lieblich, so fraulich. Nein, das ist kein Mädelspiel mit dem man spielt. Es ist ein Mädelspiel.... Er malt sich aus, wie sie am Herd steht, und er sieht sie, wie sie sich mit einem mütterlichen Lächeln über eine Wiege beugt, und in der Wiege liegt ein Kind. Sein Kind? Ja, er wünscht, dass es sein Kind sein möge.

Jetzt sieht er plötzlich Friedel mit ganz anderen Augen an.

„Komm,“ sagt er, „laß uns nicht länger im Garten stehen. Wir setzen uns auf die Bank hinter dem Haus, dort scheint die Sonne warm und der Wind weht nicht so stark.“

Nun sitzt er neben ihr auf der Bank und erzählt von seiner Kindheit, von seiner Arbeit, seinen Wünschen und Hoffnungen von der Zukunft. Auch sie wird aufgeschlossen, erzählt von ihrer Schulzeit, den Streichen, die sie verübt haben, von ihren Freundinnen und auch ein bisschen Klatsch. Während sie sich erzählen, halten sie sich an den Händen, sind beide froh und unbekümmert. Einer geht

auf die Worte des anderen ein und es ist nichts mehr Fremdes zwischen ihnen.

In der Vende aber geht es hoch her.

Das Aussuchen ist beendet, die Bestellungen abgeschlossen. Die Musterreiter geben wieder Bier aus und auch die Kameraden vom Vormittag stellen sich wieder ein.

„Gib noch einen aus, Heuberger. Du hast doch solch ein Haufen Geld. Kannst du es überhaupt noch zählen?“

„Einmal habe ich es versucht. Jetzt gebe ich mir aber nicht mehr die Mühe. Seitdem ich die Geldpresse habe, brauche ich mich damit nicht mehr abzugeben,“

„Eine Geldpresse? Du willst doch wohl nicht sagen, dass du dein Geld selber druckst?“

„Ja, was glaubst denn du, woher ich sonst so viel Geld nehmen soll? In Porto Alegre hat jeder, der etwas auf sich hält und das nötige Köpfchen hat, eine Geldmaschine.“

„Diesen Bären kannst du einem anderen aufbinden, aber mir nicht.“ sagt der Schmied, der das meiste Interesse daran hat.

„Ihr Neunmalschlauen, glaubt ja nur, dass 1 kg Fleisch eine gute Suppe gibt. Überlegt doch einmal gut. Hier zirkulieren nur alte, abgegriffene Scheine. Kommt aber einer aus der Stadt, dann bezahlt er nur mit glatten, nagelneuen, fast noch feucht von Druckerschwärze. Wie ist das möglich? Nur, weil der, der sie ausgibt, sie gerade erst neu gedruckt hat.“

„Und so eine Maschine kann man kaufen?“

„Nicht nur kaufen! Du bist ja Schmied, du kannst dir selbst eine bauen und sogar noch für gutes Geld an andere verkaufen.“

„Tatsächlich?“

„Die einzige Schwierigkeit liegt in der Besorgung der Clichés. Da muss man halt Beziehungen haben. Und die habe ich.“

Der Schmied hat angebissen, möchte aber nicht sogleich die Katze aus dem Sack lassen. Heuberger lässt ihn noch ein Weilchen

zappeln. Sie reden vom Wetter, von der Aussaat, doch der Schmied kann es sich nicht länger verkneifen zu fragen: „Könntest du nicht mal solch eine Maschine mitbringen, nur zum Ansehen? Es täte mich schon nur aus fachmännischen Gründen, interessieren, wie so ein Ding funktioniert.“

„Nicht nur zum Ansehen. Ich kann dir sogar eine besorgen, aber...“

„Ja?“

„Anzahlen müsstest du schon etwas. Weißt du, so ganz allein auf mein Risiko... Nachher willst du sie am Ende nicht behalten?“

„Bestimmt! Aber ich habe leider nur 100 ‚Milréis‘ bei mir. Wenn das genügt...“

„Es ist etwas wenig, aber... Ach, laß das mal. Du bist mein alter Freund und jeder kennt dich hier und ist Zeuge. Gib halt einen aus, und der Kauf ist perfekt.“

Der Schmied läßt auffahren. Jetzt wird es erst richtig lustig. Die anderen haben natürlich das Spiel schon längst durchschaut, aber sie gönnen dem Schmied den Reinfall. Er ist einer von jenen Genossen, die gerne mittrinken aber ungern etwas ausgeben.

Nur dem Vendisten hat der Spaß nicht recht gefallen. Der Schmied ist schließlich sein Kunde und einer lebt vom anderen. Außerdem ist er dem Heuberger nicht gut gesinnt, weil er so furchtbar angibt und auch weil er seiner Frieda nachstellt, auf einer Weise, die ihm nicht gefällt.

Er vermisst Sattler bei der Gesellschaft, geht hinaus, und findet ihn auf der Bank hinter dem Haus mit Frieda.

„Herr Sattler, was hatten sie [Sie] heute mittag im Sinn, als sie [Sie] von der Truhe sprachen?“

„Oh, ich dachte so bei mir, wir könnten den Heuberger mal nach einem Schatz suchen lassen. Er wird ein bisschen üppig, unser Heuberger, dem würde ein kleiner Dämpfer nicht schaden.“

„Haben Sie einen festen Plan?“

„Noch nicht, aber es wird sich schon finden. Wichtig ist, dass Sie dem Grünschabel die Truhe recht schmackhaft machen. Es muss sie ein Geheimnis umweben, auf das er neugierig wird.“

„Gut, wo sind die Jungs. Sie sollen für Musik sorgen. Und du, Frieda, musst noch einen Streuselkuchen backen. Wurst und Brot sind doch genügend da? Heute Abend ist Tanz.“

Tabaksqualm und Bierdunst quellen ihnen am Eingang der Vende entgegen. Es haben sich nun auch Kolonisten und Jungvolk eingefunden, die den Spaß mit den Musterreitern nicht verlieren wollen. Mancher, der den ‚Patacão‘ sonst zehnmal umdreht, legt ihn nun unbekümmert auf den Schanktisch, um auch ein Runde auszugeben. Es wird auch gewürfelt und Wetten werden abgeschlossen. Doch die Meistzahlenden, sind immer die Musterreiter.

Springer hat sich mit dem Doktor in eine Ecke gesetzt, wo sie ungestört sind. Sie haben herausgefunden, dass sie alte Bekannte sind.

„Aber nicht weiter erzählen,“ bittet der Arzt. „Sonst bin ich hier verrätzt,“ bittet der Arzt. „Nachdem ich damals, wie Sie wissen, wegen Weibergeschichten von Porto Alegre weg musste, ging ich auf die Serra. Das war ein langer Ritt. Das erste, was ich unterwegs ablegte, war das ‚von‘. Leider kann ich das mit meinen Offiziersallüren nicht so leicht. Dort traf ich zufällig auf eine Bande Revolutionäre, die auch mit mir kurzen Prozess machen wollte; Halsabschneiden und so... Nichts Angenehmes. Was? Sagte ich ihnen, mich wollt ihr morden, mich, den berühmten Arzt aus Europa, der extra herbeigeeilt ist, um eure Verwundeten zu retten? Das zog, aber es war doch ein Misstrauischer unter ihnen, der wollte wissen, wo ich denn meine Instrumente hätte. Die habe ich in meiner Satteltasche, aber die zeige ich euch nicht, sonst klaut sie mir noch einer, denn ihr seid ja eine Räuberbande, eine ganz erbärmliche, und ich sollte besseres zu tun haben, als euch am Verrecken zu hindern.“

Ich hatte den richtigen Ton getroffen. Mein Glück war, dass ich eine Unmenge Aspirin und Chinin bei mir hatte, und auch Rizinusöl. Die Schmerzen vom Nabel aufwärts behandelte ich mit Tabletten und die abwärts mit Öl. Doch auch mit diesen Medikamenten musste ich sparsam umgehen. So braute ich aus ‚Cachaça‘ und Zitronen einen heißen Punsch und wenn der beim Kranken Wunder gewirkt hatte, machte ich Verbände und kleine Eingriffe, wie es die Not verlangte. Jedenfalls fanden meine Heilmethoden großen Anklang.“

„Doch starben dabei nicht viele?“

„Natürlich, aber die wären ohne mich auch gestorben. Einer mehr, einer weniger, macht bei der Gesellschaft nichts aus. Ein Menschenleben gilt dort nicht viel. Mittlerweile eignete ich mir auch Kenntnisse und Erfahrungen an. Besonders lernte ich viel in der Verwendung von Wurzeln und Heilkräutern. Sie verachten mich vielleicht wegen meiner Kupfuscherei [Kurpfuscherei], aber sie müssen bedenken, wo kein Arzt weit und breit ist, können meine kleine Dienste von großem Nutzen sein.“

„Herr Schmidt, halten Sie mit. Hier ist ein volles Glas.“ Heuberger tritt nahe an den Vendisten heran und spricht mit bierseliger Stimme auf ihn ein. „Sie müssen mir noch die Schätze zeigen, die in der Truhe verborgen sind.“

„Blödsinn! Es liegen keine Schätze darin.“

„Heute mittag haben Sie es aber behauptet,“ widerspricht er eigensinnig.

„Schreien Sie doch nicht so. Es sollen wohl noch alle erfahren?“

„Ha, jetzt habe ich Sie festgenagelt. Heraus mit der Sprache.“

„Wie käme ich dazu, gerade Ihnen das Geheimnis zu erzählen...“

„Kommen Sie, Her [Herr] Schmidt, wir müssen das unbedingt allein besprechen.“

[„]Sie gehen zusammen ins anliegende ‚Armazém‘. Heuberger ist schon nicht mehr ganz sicher auf den Beinen.

„Also, die Sache mit der Truhe ist so...“

„Herr Schmidt, lassen Sie bitte mich zuerst sprechen. Sie sollen sehen, dass Sie Ihr Vertrauen keinem Unwürdigen schenken. Sie müssen wissen, ich liebe Ihre Tochter. Schon lange. Ich möchte sie heiraten. Und ich habe es mir folgendermaßen gedacht. Passen Sie auf: Ich habe mir etwas erspart und könnte in Porto Alegre ein ‚Atacadogeschäft‘ aufmachen. Genau so wie mein Chef. Die Kunden kenne ich alle. Die würden alle von mir kaufen, denn sie betrachten ja sowieso den Musterreiter als den Inhaber des Geschäfts, für das er reist. Und wenn Sie mir noch Ihre Tochter zur Frau geben, und noch, wie soll ich sagen, etwas klingende Münze hinzu gäben, dann kann ich Ihrer Tochter eine glänzende Zukunft bieten. Und sie bleiben mit Ihrem Geld Sozius im Geschäft. Feine Sache, nicht?“

Herr Heuberger ist eitel Freude und Zuversicht. Er lässt sich schwer auf einer Kiste nieder, die prompt unter ihm zusammenbricht.

„Feine Sache,“ sagt Herr Schmidt, nicht ohne Schadenfreude. Und wäre wirklich eine feine Sache, wenn der Kerl nicht so ein Schlot wäre. Fast zu fein. Ein Mädchen könnte sich leicht davon beeindruckt lassen. Plötzlich fragt er misstrauisch: „Haben Sie schon mit meiner Tochter über den Plan gesprochen?“

„Nein, noch nicht. Doch das lassen Sie nur meine Sorge sein. Mit dem Mädchen werde ich schon einig. Da weiß ich den rechten Ton. Da habe ich meine Erfahrungen.“ Das gefällt dem Vendisten nun wieder nicht, doch er ist froh, dass der forsche Mann noch nicht mit der Frieda angebandelt hat. Dessen Siegesicherheit bekräftigt ihn in dem Entschluss, ihn mit der Truhe reinzulegen.

„Ich wollte es vor den anderen nicht sagen... Die Sache mit der Truhe hat einen großen Haken. Ich weiß selber noch nicht lange darum. Ich habe die Nachricht in einem alten Brief gefunden. Meine Großmutter, Gott hab sie selig, war eine gebildete Frau aus reichem Hause, doch etwas abergläubisch. Sie hat in diese Truhe ein Geheimfach einarbeiten lassen, das man nur um Mitternacht öffnen

kann, das Schloss gibt nur in der Zeit zwischen 12 und 1 Uhr nach. Wenn nicht diese blöde Klausel mit der Uhrzeit wäre, hätte ich es schon längst geöffnet. D.h. wenn ich auch wüßte, wo es angebracht ist. Aber so um Mitternacht, zur Geisterstunde...Da traue ich mich nicht so recht. Ich bin selbst neugierig, was darin versteckt ist.“

„Nichts einfacher als das, da machen wir uns heute nacht an die Arbeit.“

„Es ist aber noch eine Klausel vorhanden: Nur einer allein darf versuchen, das Schloss zu öffnen. Es ist eine mystische Angelegenheit, es muss sich da um eine Reliquie oder ähnliches handeln. Die Leute hatten früher so seltsame Ideen.“

„Lassen Sie mich's versuchen. Es würde mir eine große Freude bereiten, Ihnen damit einen Gefallen zu erweisen, wo wir doch demnächst in verwandtschaftliche Beziehungen treten.“

„Das hängt ganz vom Mädchen ab. Sie allein wird entscheiden.“ Bei sich selbst aber denkt er: Der wird der Geschmack schon vergehen heute nacht. Und außerdem, wenn mich nicht alles täuscht, hat sie ihren Blick schon auf jemand anderen geworfen.

Die Jungen haben in einer Ecke die Säcke aufgestapelt. Die vollen Kisten dienen zum Teil als Sitzgelegenheit. Außerdem haben sie noch ein paar Bänke hineingestellt und die Ecken mit Palmenzweigen ausgeschmückt.

Die Frauen sind in der Küche tätig. Der noch warme Streuselkuchen wird in Scheiben geschnitten und auf Teller gefüllt. Die frische Wurst wird bereit gelegt, um gesiedet zu werden, wenn es an der Zeit ist. Auf dem Küchentisch stehen auch schon Teller mit geschnittenen Scheiben Brot und dicke Klumpen Butter. Das Sauerkraut in den Töpfen muss nur heiß gemacht werden.

Das Vieh ist gefüttert, die Kühe sind gemolken. Es ist Feierabend. Die Frauen waschen sich in einer Holzbütte und ziehen ihre Festtagskleider an, bunte Kattunkleider die Mädchen, ein schwarzes Alpakakleid Dona Clara.

Es dunkelt. In der Vende sitzen nur noch der Arzt und Herr Springer. Sie sind beim Philosophieren angelangt. Vor ihnen steht eine halbleere Schnapsflasche. Der Arzt stößt schon mit der Zunge an.

„Alles habe ich abgetan, alles über den Haufen geworfen, wie Lumpen, die man fortwirft. – War ich wirklich einmal Offizier in der kaiserlichen Armee? Habe ich wirklich einmal daran Gefallen gefunden, im Ballsaal und auf dem Rennplatz die erste Rolle zu spielen? Lieber Freund, das muss in einem anderen Leben gewesen sein. Meine Weltanschauung, meine Begriffe über Religion und Ethik, auch sie habe ich geändert. In diesem weiten Raum, auf diesem endlosen Kamp, den dichten Wäldern, habe ich das, was wir Gott nennen, anders kennen gelernt. In dieser Unendlichkeit, wo man stundenlang reitet, ohne einer Menschenseele zu begegnen, da haben keine Kirchengötzen Platz. Da hat nur ein Geist berechtigtes Dasein, der über allem schwebt, in allem ist.“

„Oh, unser Wissen ist so klein, und je größer die sogenannte Intelligenz ist, um so kleiner ist der Raum, den sie für diesen allumfassenden Geist übrig hat. Geist, Herr Springer, das ist nicht Intelligenz, das ist nicht Seele, das ist nicht Empfinden, noch Gut noch Böse. Nein, ich kann den Geist nicht erklären, aber ich habe sein Wirken verspürt. Bei einfachen ‚Caboclos‘, die weder lesen noch schreiben können, die ihren Kopf nicht mit Schulweisheiten belasten. Ich habe sie die Hände auf Sterbende legen sehen, und sie sind genesen. Der Geist...“

„Es wird Nacht, lieber Herr von Strehe, oder wie ich Sie nennen soll. Und ich möchte mich vor dem Tanz noch etwas ausruhen.“

„Gehen Sie nur, es ist das Recht der Jugend, sich zu amüsieren.“

Er sitzt noch lange dort, über sein Glas gebeugt, der ehemalige Offizier, jetzt Wald- und Wiesendoktor. Als die ersten Burschen kommen, erhebt er sich schwerfällig und wankt hinaus.

Der Tanzsaal, das Armazém, ist mit Gästen gefüllt. Auf den Bänken sitzen die Mädchen und Frauen, die Mädchen trotz der Kälte, in dünnen Katunkleidern. Die jungen Männer stehen in einer Ecke beisammen, die Älteren an der Theke. Nur mit List oder Gewalt werden sie wohl dazu zu zwingen sein, einen Walzer mit ihrer besseren Hälfte zu tanzen. Die jungen Mütter sind damit beschäftigt, ihren Säuglingen zu trinken zu geben, und auch die Kleinkinder auf einem breiten Bett im Nebenzimmer einzuschläfern. Es liegt dort eines neben dem anderen mit roten Bäckchen und geballten Fäustchen. Fängt aber eines an zu schreien, schreien alle anderen mit.

Ha, jetzt knallt 's. Eine Rakete nach der anderen steigt in den sternklaren Himmel und birst, einen Funkenregen streuend. Die Musik ist angekommen. Gleich drei Mann. Jetzt kann's los gehen.

Aber noch rührt sich nichts, obwohl die Musik schon drei Stücke gespielt hat. Die jungen Männer sind zu schüchtern und die älteren stehen immer noch an der Theke. Die Musterreiter treten mit Dona Clara und Frieda ein. Die Musik spielt einen Tusch.

„Auf zur ‚Quadrilha‘“, ruft Springer schallend und bietet Dona Clara den Arm. Der Bann ist gebrochen. Herr Sattler holt die sich sträubenden Ehegatten und führt sie ihren freudig überraschten Eehälften zu. Jetzt trauen sich auch die Jungen. Selbst die halbwüchsigen Kinder, meist die kleinen Mädchen, mischen sich paarweise unter die Tanzenden und nehmen es nicht übel, wenn sie manchmal einen Schubs oder einen Tritt abbekommen.

Nach dem dritten Tanz sind die Männer schon nicht mehr zu halten. Damit sie nicht in Ungnade fallen, bringen sie den Frauen und Töchtern eine ‚Gasosa‘. Doch die Frauen sind nun, nachdem sie wenigstens einmal getanzt haben, auch zufrieden und friedlich und haben nun auch mit sich selbst zu tun: Die Jüngeren, nach den kleinen Kindern zu sehen, die mittlerweile alle auf einmal zu schreien beginnen und die älteren, um auf ihre jungen Töchter aufzupassen.

Es soll schon vorgekommen sein... Ja, es gibt so allerhand zu tuscheln und zu reden. Besonders hat man Frieda heute im Auge, um die sich Sattler und Heuberger sichtlich reißen. Kaum hat sie ein paar Runden mit einem getanzt, kommt schon der andere und spannt sie ihm aus. Die Sache nimmt schon bald einen kritischen Charakter an. Doch, wie die Zeit fortschreitet, scheint Sattler Sieger zu sein, er hält sein Mädels fest im Arm, und Friedel legt ab und zu, wie ungewollt, ihren Kopf an seine Schulter. Man bemerkt, dass Heuberger immer unruhiger wird und immer öfter auf die Uhr schaut. Hat er den Kampf um Friedel aufgegeben oder ist er nur des Tanzens überdrüssig.

Von der Musik hört man nur noch die Bassgeige, die den Rhythmus angibt.

Um elf Uhr gehen die ersten Gäste. Es ist Wochentag und am nächsten Tag muss jeder frühzeitig heraus. Da kann man nicht so lange bummeln. Springer und Sattler, die auch in den geplanten Streich, der Heuberger gespielt werden soll, eingeweiht sind, sorgen dafür, dass um halb 12 Uhr der Saal leer ist. Die Frauen legen sich schlafen und auch Springer geht in sein Zimmer. Sattler schlägt dem Hausherrn einen Spaziergang vor. Die fiebrige Spannung die Heuberger erfasst hatte, lässt ein wenig nach, denn nun ist er glücklich allein, und kann in Ruhe und Sammlung die Geisterstunde abwarten. Ärgerlich nur, dass er wieder etwas mehr getrunken hat, als er vorhatte.

„Ist alles vorbereitet?“ fragt Sattler, als er mit ihm das Haus verlässt. „Ich habe die Jungen damit beauftragt, es wird für sie ein Mordsspaß sein.“

„Kann auch nichts passieren?“

„Nein, ich habe an alles gedacht.“

Der Frost steigt aus der Niederung, aber es ist windstill. In die weiten Ponchos gehüllt, spüren die Männer auch keine Kälte. Sie gehen eine lange Strecke schweigend zusammen. In den Häusern der Umgebung erlöschen die Lichter.

„Herr Schmidt,“ beginnt Sattler das Gespräch. „Ich habe Sie ins Freie gelockt, um ungestört ein paar Worte mit Ihnen zu reden.“

Ha, jetzt kommt's, denkt Georg, man muss das Gras nicht wachsen hören, um zu wissen, was der junge Mann auf dem Herzen hat.

„Ich möchte Sie bitten, mir Ihre Tochter zur Frau zu geben. Ich kann ihr wohl ein Häuschen einrichten, und ihr das Leben angenehm gestalten, doch zu Reichtümern werde ich es wohl kaum bringen. Trotzdem bin ich überzeugt, dass ich Ihre Tochter glücklich machen könnte.“

Schweigen. „Sie lehnen meinen Antrag doch hoffentlich nicht ab?“

„Durchaus nicht. Ich habe Ihnen aber auch ein Angebot zu machen. Ich habe etwas Geld beiseite gelegt, nicht viel, aber für den Anfang dürfte es reichen. Sie eröffnen mit diesem Geld in Porto Alegre ein Atacadogeschäft und verkaufen zu gleicher Zeit die Kolonialprodukte, die ich hier aufkaufe. Man könnte auch hier Waren lagern lassen, um sie leichter und schneller an die Venden zu vertreiben.“

„Ach, das wäre ja wunderbar! Gar nicht auszudenken. Oh, wie bin ich Ihnen dankbar.“

„Keine Ursache. Vergessen Sie nicht, dass es sich um ein Geschäft handelt, ganz unabhängig von unseren zukünftigen verwandtschaftlichen Beziehungen. Hier meine Hand. Schlagen Sie ein: Auf eine gute Teilhaberschaft“

„Und auf eine gute Verwandtschaft.“

„Ich glaube, es ist jetzt Zeit heimzugehen, wenn wir den Spaß nicht versäumen wollen.“

Sie gehen schweigend zurück und kommen gerade zur rechten Zeit... Im Haus ist es still und dunkel. Heuberger steigt aus seiner Kammer in die Vende hinab. In einer Hand hält er die Kerze und mit der anderen schützt er sie vor dem Luftzug. Noch fünf Minuten. Er

schleicht sich in die Küche und stellt die Kerze auf den Tisch. Bald wird er wissen, was das Geheimfach der Truhe birgt. Hoffentlich lässt Herr Schmidt es ihm ab, falls es sich für seine Sammlung eignet. Blöd, das alles mit so seltsamen Klauseln verbunden ist. Oder sollte etwa der Vendist... Nein, das traut er ihm nicht zu. Ja, die Leute hatten früher noch Phantasie. Vielleicht sind es nur Liebesbriefe der Ahne? Das wäre schade. Nur noch eine Minute. Ach, wie die Zeit langsam dahintröpfelt! Jetzt muss er aufpassen. Jede Sekunde zählt. Geht die Uhr auch richtig?

Jetzt. Fünf Sekunden wird er brauchen um den Deckel zu öffnen. Hoffentlich findet er das Geheimfach gleich, damit keine kostbare Zeit verloren geht. Als er auf die Truhe zugeht, ist ihm recht feierlich zumute. Schließlich ist er doch ein Held, der etwas nicht Alltägliches wagt. Er öffnet die Truhe. Jetzt schnell die Kerze auslöschen. Er beugt sich über die Truhe, und um keine Zeit zu verlieren, wirft er alles, Lumpen und Plunder hinaus. Die Truhe ist nun leer. Er tastet die Wände ab. Hoffentlich hat ihn niemand gehört. Es waren auch Schuhe darin, die laut aufknallten, als sie auf den Boden fielen. Und wieder tastet er den alten Kasten ab. Er ist uneben und wurmstichig. Wie das täuscht. Hier, ist das die Stelle, auf die man drücken muss, damit das Geheimschloss aufspringt? Nein, hier kann's nicht sein. Aber wo nur?

Was fällt für ein seltsamer Schein in die Truhe? Was ist das nur. Es ist heller geworden. Er blickt auf und prallt erschreckt zurück. Was er sieht, lähmt ihn vor Entsetzen. Über ihm, hinter der Truhe, blicken ihn feurige Augen böse an. In panischem Schrecken stolpert er einige Schritte zurück. Über einem weißen Gewand sitzt ein Schädel, aus dessen Augenhöhlen flammende Blicke ihn unverwandt anstarren. Geist der Ahne, durchzuckt ihn die Erkenntnis. Er rennt betäubt aus der Stube und klammert sich, fast besinnungslos an Herrn Schmidt, der eben die Vende betritt.

Das ganze Haus wird nun lebendig.

Was lachen sie alle so blöd, denkt Heuberger, der langsam wieder munter wird. João und Schorsch betreten die Vende. Sie tragen eine lange Stange; über der Stange hängt ein weißes Laken und über dem Laken thront ein ausgehöhlter Kürbis.

„Ich hab’s ja gewusst,“ brüstet sich João. „So wie ich den Schädel aus dem Kürbis schneide, kann das niemand. Das musste ihn umschmeißen.“ „Mach keine Spruch’ du Hammel,“ empört sich Schorch. „Wenn ich das Zündhölzchen nicht so leise angestrichen hätte und die Kerze nicht rechtzeitig in Brand gesetzt hätte, wäre der Spaß missglückt.“

„Frau, bring ein paar Flaschen Moselwein, von dem guten, du weißt schon. Wir müssen auf Verschiedenes anstoßen. Und nichts für ungut, Herr Heuberger.“

Alle lachen. Herr Heuberger anfangs etwas ärgerlich und verschämt, doch dann steckt ihn die allgemeine Heiterkeit an und er denkt im Stillen: Wartet nur. Ein andermal kriege ich euch dran.

Fontes:

Zwanziger, Iris. Die Musterreiter sind da *Die alte Truhe*. 2ª ed. Campinas, edição da autora, 2000, p. 59-75.

Siri, Hilda. Musterreiter sind da! Erinnerungen an die Zeit der Jahrhundertwende. In: *Serra-Post-Kalender*, Ijuí, Ulrich Löw, 1956, p. 251 - 265.